

Gumbrecht | Brüchige Gegenwart

[Was bedeutet das alles?]

Hans Ulrich Gumbrecht

Brüchige Gegenwart

Reflexionen und Reaktionen

Ausgewählt, herausgegeben
und mit einem Vorwort versehen
von René Scheu

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19604

2019 Philipp Reclam Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,

Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany 2019

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019604-5

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

- Vorwort 7
 Von René Scheu
- Gegenwarten eines fernen Deutschland 13
 Eine jüdisch-deutsche Idylle der fünfziger Jahre 13
 Sex in der frühen Bundesrepublik: Historische
 Sittenbilder 19
- Starke Bilder von außen 26
 Jerusalem oder: Über die existenzielle Schönheit
 politischer Spannung 26
 Muhammad Alis Gesicht und das amerikanische
 Jahrhundert 32
 Das unverschämte Antlitz der Armut 37
- Emergenz sozialer Konventionen 42
 Eine Philosophie des Selfies 42
 Die Furcht vor dem realen Anderssein 49
 Von der Obszönität des Zeigefingers 54
- Umbruch existenzieller Werte 60
 Das Ende der großen Bücher 60
 Schönheit nach der Libido 66
 Warum es sich (nicht) lohnt, Kinder zu haben 71
 Darf man sich über den Tod seiner Mutter freuen? 77
 Diesseits der Freiheit: Versuch über die Ästhetik
 der Existenz 82

Unsichere Politik	88
Athleten der Freiheit	88
Vom Ende der Ideologien – und der Sehnsucht nach Fundamentalem	93
Paradoxie der Gewaltlosigkeit	98
Gegensichten auf die Gegenwart	105
Unsere andere Gegenwart oder: Was wir von Diskontinuitäten lernen können	105
Albträume und Sehnsüchte von Unmittelbarkeit: die Karten auf den Tisch legen – Hans Ulrich Gumbrecht im Interview	111
Zum Autor	127
Zum Herausgeber	128

Vorwort

Auch Intellektuelle haben ihre schrulligen Accessoires: Hans Ulrich Gumbrecht trägt diesen breiten Schnauz. Ja, man müsste wohl sogar sagen: Hans Ulrich Gumbrechts Gesicht lässt sich ohne diesen Zierrat, der zwischen Oberlippe und Nase geradezu unheimlich präsent ist, überhaupt nicht vorstellen. Nach eigenem Bekunden verdankt sich das Körper-Accessoire einem seiner Idole, dem Fußballer Sandro Mazzola.* Der große Mittelfeldspieler von Inter Mailand, genannt »Il baffo«, »der Schnauz«, spielte in den 1960er und 1970er Jahren scharfe Pässe – und Hans Ulrich Gumbrecht führt seither nicht minder scharfe Denkbewegungen aus. Sein Schnauz erinnert ihn täglich an seine denkathletischen Ambitionen. Nur wer in die Tiefe denkt (oder spielt), macht einen Unterschied. Wo Vagheit war, muss Ekstase werden.

Aber Intellektuelle neigen nicht nur zu Accessoires, sondern auch zu Obsessionen. Gumbrechts Obsession ist, der Titel dieses Bands bringt es auf den Punkt, die Frage nach der Gegenwart, oder genauer: nach der Gegenwärtigkeit *unserer* Gegenwart – einer Zeit, die in Gumbrechts Augen brüchig geworden ist.

Warum brüchig? Weil sie uns zunehmend abhandenkommt. Präsenz als körperliche Anwesenheit, als undekonstruierbare Verbundenheit mit dem, was hier und jetzt geschieht, können wir zwar weiterhin erleben – etwa, wenn wir fokussiert verfolgen, wie Cristiano Ronaldo den Rasen zur Bühne seiner Kunst erhebt. Doch zählen Fußballstadien – und allgemeiner: Sportstätten – mittlerweile zu den letzten Refugien für Erfahrungen solcher Art. An die Stelle eines Lebens

* Hans Ulrich Gumbrecht, *Weltgeist im Silicon Valley*, Zürich 2018, S. 209.

voller intensiver Präsenz ist eine vermittelte Wahrnehmung getreten, die unser Verhältnis zu Menschen und Gegenständen prägt: Als würden wir die Intensität der reinen Gegenwart der Welt nicht mehr aushalten, starren wir alle auf glatte Oberflächen: Bildschirme. Wir sind stets erreichbar, ohne je wirklich da zu sein. Wir registrieren alles, ohne es doch in der Tiefe zu erfassen. Eine Art diffuse Dauernervosität, in der Tag und Nacht ebenso ununterscheidbar werden wie Lärm und Stille, ersetzt den Rhythmus von Intensität und Ruhe. Gilles Deleuze hatte wohl recht, als er einmal sagte: »Wenn eine Intensität nicht jemandes Ding ist, nun, dann ist er im Arsch: entweder er macht sich zum Affen oder Clown, oder er jagt sich in die Luft.«

Natürlich gibt es verschiedene Arten, sich zum Affen zu machen. Die derzeit beliebteste ist der Gebrauch des Smartphones bei jeder Gelegenheit. Der affige Zeitgenosse schiebt die digitale Schnittstelle zuverlässig zwischen sich und die Welt. Wenn er ein Museum oder ein Kino besucht oder ganz einfach einem Sonnenuntergang beiwohnt, zeichnet er alles auf – und natürlich auch sich selbst, indem er das Auge der Kamera zuletzt auf sein lächelndes Gesicht hält und ein Selfie schießt. Obwohl er als Chronist auftritt, ist davon auszugehen, dass er sich die allermeisten Aufzeichnungen nie mehr ansieht.

Dieser Zeitgenosse lebt im Gefühl, nichts verpassen zu dürfen, obwohl er doch ständig alles verpasst. Ihm kommt – nach Gumbrechts Diagnose – die Erfahrung der Präsenz abhanden. Wirklich ist nicht mehr das sinnlich Erlebte. Echt ist einzig, was auf der Festplatte gespeichert ist und sich beliebig aktualisieren lässt. Doch lagern die meisten Files mit den Aufzeichnungen unberührt auf den Speichermedien, bis sie eines Tages entsorgt werden – oder mit dem Träger zu Staub zerfallen. Der Wille zur Aufzeichnung zeitigt ein paradoxes Ergebnis: Wer versucht, die schwindende Gegenwart zu bannen, endet da-

mit, ihr Verschwinden definitiv zu besiegeln. Das muss der Grund sein, warum Gumbrecht sich bis heute kein Handy gekauft hat – er ahnt wohl, dass er damit einen Teil seiner *erlebten* und *gelebten* Präsenz aufgäbe.

Die Gegenwärtigkeit unserer Gegenwart hat sich im Zeichen der Digitalisierung fundamental verändert. Sie hat nicht nur begonnen zu entschwinden, sondern sie vervielfältigt sich dank neuen Speicherkapazitäten zugleich in eine potenziell unendliche Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Alles ist verfügbar, nichts verbindlich. Unser Leben gleicht immer mehr einem Film, in dem wir selbst eine Rolle spielen: Es gibt keine Mode, keinen Stil, keine Frisur und keine Lebensform mehr, die nicht zu den Requisiten zählte, die wir als zeitgenössisch betrachteten. Die Vergangenheit vergeht nicht mehr, die Gegenwart wird immer breiter, und die Zukunft gerät nur mehr als das radikal Andere in den Blick, das uns bedroht. Einigkeit unter Zeitgenossen besteht immerhin hinsichtlich eines politischen Punkts: Es kann nicht ewig so weitergehen wie bisher, und doch wissen wir nicht, wie es anders sein könnte, also machen wir trotzdem weiter wie bisher. Die Beschwörung alternativer Welten klingt, nachdem sie lange Zeit furchteinflößend war, nur noch abstrakt und hohl. Vor diesem Hintergrund wird plausibel, warum Nostalgie zur Grundstimmung unserer Tage geworden ist: Die Zukunft liegt in der Vergangenheit.

Gumbrecht erinnert sich in diesem Band an allerlei Details aus seiner Kindheit und Jugend – und ist doch in jeder Zeile des Erinnernten ein dezidierter Anti-Nostalgiker. Er will nicht zurück in irgendeine vergangene Welt, und ebenso wenig hat er es darauf abgesehen, sie zu erklären oder für die Nachwelt im Detail aufzuzeichnen, wie es damals wirklich gewesen war. Wenn er dennoch detailversessen beschreibt, wie die erste Sauce Hollandaise in seinem Leben schmeckte oder wie sehr

ihn der Chevy-fahrende Frauenheld Hans Hochrein beeindruckte, dann verfolgt er damit einen ganz anderen Zweck: Indem er solche Gefühle und Befindlichkeiten vergegenwärtigt, steigert er die Intensität seines Lebens im Hier und Jetzt – und lässt die Leser daran teilhaben. Dabei erhalten Gumbrechts eigene Proust-Momente ihre besondere Spannung dadurch, dass sie damals schon eine eigene Bedeutung in sich trugen, die der Erlebende damals nicht wissen, höchstens manchmal ahnen konnte. Dieses Ahnen, so scheint es, hat den jungen Gumbrecht von Anfang an begleitet. Sein Leben ist seit den frühen Kindheitstagen vermutungs- und erwartungsvoll gewesen, nach seiner eigenen Definition: Wer in der Gewissheit einer Präsenz lebt, die (noch) keine Identität hat, lebt im Zustand der Latenz.*

Aus großen Erwartungen können große Enttäuschungen werden. Gumbrecht, der zu den bedeutenden Intellektuellen der Gegenwart gehört, machte nie einen Hehl aus seinem Bedauern, dass seine Leistungen trotz allem unter den eigenen Erwartungen blieben. Es lässt sich nicht leugnen: Er wurde kein zweiter Platon. Seine Frau Ricky sagt bei solchen Gelegenheiten, Bescheidenheit sei nicht das Hauptproblem ihres Mannes. Gumbrecht pflegt daraufhin zu lächeln. In das Eingeständnis seines eigenen Ungenügens mischt sich in der Tat nicht der geringste Anflug von Bitterkeit. Dazu besteht auch kein Grund. Denn er ist überzeugt: Nur ein Leben am Rande der Überforderung ist ein erfülltes Leben.

Gumbrecht beherrscht die große Kunst der Selbstmotivation wie kaum ein Zweiter. Sie speist sich aus dem Willen zur Intensität und der Gewissheit, dass das Leben auch jenseits der 70 Jahre noch viel vorhat mit ihm. Eine Existenz in Latenz be-

* Hans Ulrich Gumbrecht, *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart*, Berlin 2012, S. 245.

gründet immer auch einen hartnäckigen Optimismus, der nie zu einem Blankoscheck wird: Jede noch so brüchige Gegenwart birgt ein eigenes Zukunftspotenzial in sich. Zukunft ist nicht Bestimmung, sondern Aufgabe, nicht Schicksals-, sondern Gestaltungsraum. Und gerade darin liegt die Ästhetik einer Existenz, die keiner weiteren ethischen Begründung bedarf.

Gumbrecht, der seit 1989 in Stanford lehrt und längst einen amerikanischen Pass besitzt, hat sich den *American Way of Life* zu eigen gemacht. Du darfst dich selbst enttäuschen, so oft du willst, vergiss bloß nie, jede neue Enttäuschung mit einer neuen Erwartung zu kontern. Suche die Spannung, die dir zu Höchstform verhilft. Sei bereit, alles anders zu denken (aber bleib dem Schnauz und deinem existenziellen Stil treu). Dann darfst du damit rechnen, dass das Leben intensiv bleibt – und eine eigene Schönheit bewahrt. Von diesem Leben zeugt dieser Band.

Gegenwarten eines fernen Deutschland

Eine jüdisch-deutsche Idylle der fünfziger Jahre

Noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, überkommt mich eine große Peinlichkeit bei der Erinnerung an die Versuche meiner Eltern, viele der Lehrer, die ich in der Volksschule und im Gymnasium hatte, zu ihren Freunden zu machen. Was genau sie dazu motivierte, werde ich nie mehr erfahren. Vielleicht war es ein für mich in vieler Hinsicht traumatischer (wie man heute sagen würde) Schulanfang. Frau Fruh, die Lehrerin in der ersten Klasse, beraumte ein Gespräch mit den Eltern an, indem sie ihnen nahelegte, die (damals sogenannte) »Hilfsschule« als Lösung meiner Probleme zu nutzen. Von da an ging es freilich – schulisch gesehen – nur aufwärts, zur Freude der Eltern gewiss, aber doch zu ihrer fragilen Freude, weil sie stets fürchteten, ich könne plötzlich »nachlassen« (noch heute geht mir dieses Wort nur schwer aus den Fingern und über die Zunge).

Frau Fruh, die aus Siegen stammte und an der Würzburger Pestalozzi-Schule (wohl schon nahe der Pensionsgrenze) unterrichtete, gewann allerdings bloß den distanzierten Respekt meiner Eltern. Ein intimeres Verhältnis versuchten sie zu den Lehrern der folgenden drei Volksschuljahre, Herrn Volk und Herrn Russ, zu etablieren. Ich entsinne mich noch ganz genau: meine Eltern überhäufte sie mit Weihnachtsgeschenken nach einer einstudierten Strategie. Ich musste Päckchen und Blumen an den Haustüren der Lehrer abgeben, während mein Vater oder meine Mutter freundlich aus dem Opel Olympia winkten. An Bedenken der Lehrer, solche Geschenke anzunehmen, kann ich mich nicht erinnern – und an irgendwelche zählbaren Vorteile oder Privilegien, die wir dadurch erkaufte hätten, ebenso wenig.